

Schon lange war es meine Absicht gewesen, Petroff nach der Geschichte des alten, zerbrochenen Geldstückes zu fragen, das er so sorgfältig aufbewahrt.

„Die Geschichte dieses Geldstückes? Jawohl, die sollen Sie erfahren,“ entgegnete er auf meine Frage.

„Nehmen Sie es einmal in die Hand. Es ist hohl. Und sehen Sie diesen kleinen roten Fleck da? Er sieht so harmlos und unbedeutend aus, ist aber keineswegs.“

„Als ich vor Jahren eines Abends im Cafe saß und in vollster Seelenruhe meinen Kaffee nippte, ließ sich ein älterer Mann in abgetragener Lederrock und einer schwarzen Tasche in der Hand an demselben Tische nieder.“

„Ein nasser Abend, mein Herr,“ bemerkte er.

„Es war eine eigentümliche Erscheinung — klein, mit krummem Rücken und ein paar scharfen Augen.“

„Ja, sehr nah,“ entgegnete ich.

„Aber es wird bald besser werden.“

„Zweifellos,“ versetzte ich höflich; „die Wolken brechen schon.“

„Abermals“ fügte ich die scharfen Augen durchdringend auf mich zu ruhen.

„Nachdem wir noch einige weitere Gemeinplätze gewechselt, ließ der Fremde seine Blinde schen spähend durch das halbgefüllte Glas schweifen, als fürchte er, bemerkt, beobachtet zu werden, leerte dann mit hastigem Zuge sein Glas, nahm seine Tasche und verschwand.“

„Im selben Moment fiel mir eine neben meinem Glase liegende Karte in's Auge, die zuvor dort nicht gelegen. Merkwürdig, ich hatte keine Ahnung, wie dieselbe dorthin gekommen.“

„Morgen um Sieben, Rue Scride 26,“ lautete die gedruckte Inschrift.

Betroffen starrte ich darauf hin, bis die Buchstaben vor meinen Augen einen grotesken Reigen zu vollführen begannen.

Der Schlüssel des Geheimnisses war fraglos Rue Scride 26 zu finden, und nach kurzem Überlegen beschloß ich, ihn dort zu suchen.

Die kleine Rue Scride, eine schmutzige Gasse eines der ärmlichsten Viertel, erwies sich bei meiner Ankunft dafelbst keineswegs einladend.

Im Hinblick auf die Möglichkeit unangenehmer Verwicklungen, hatte ich meinen Freund und Stubentamraden von meiner Absicht in Kenntnis gesetzt.

„Wenn ich um 9 Uhr nicht zurück bin, so ist mir etwas passiert,“ sagte ich. „Komm mir dann unbedenklich nach.“

Nummer 26 war ein schmaler, dreistöckiger Bau, der noch schmutziger als die Nachbarhäuser und beim ersten Blick leer und verödet schien. Weder Glöde noch Klopfer fanden sich an der Thür; doch sobald ich vor derselben stand, wurde sie einige Zoll breit geöffnet und ein Männerkopf lugte durch den Spalt.

„Es war mein Gefährte aus dem Cafe.“

„Ein nasser Abend,“ sagte er langsam.

Gleich einer Inspiration blühte mir eine Erkenntnis auf. Diese Worte waren an und für sich vollkommen bedeutungslos, denn der Abend war klar und wolkenlos; sie mußten eine versteckte Bedeutung haben.

„Und ohne Fögern entgegnete ich: „Aber die Wolken brechen schon, es wird bald besser werden, mon ami.“

Die Wirkung war eine magische. Die Thür öffnete sich vollends und über die Treppe des Pförners glitt ein Lächeln des Erkennens.

„Rede!“ murmelte er, während ich über die Schwelle trat. Dann schloß sich die Thür und wir befanden uns in nachtschwarzer Finsternis.

Ich tastete den Gang entlang. Dem Laut leiser Stimmengemurmel folgend, gelangte ich zu einem Raume, dessen Thüröffnung durch einen dicken Vorhang verhängt war. Ich schob denselben bei Seite und betrat ein von tiefem Dämmerlicht erleuchtetes Gemach.

Doch nach der unbedingtesten Finsternis, die im Flur gerbersicht, war mir das Dunkel nicht fremd, sondern eher angenehm, da es mich vor Späberblicken schützte. Etwas fünfzehn bis zwanzig Männer schienen in dem Gemache anwesend, doch zu meiner großen Erleichterung nahm niemand Notiz von meinem Eintritt.

„Alles schweig, mit Ausnahme dreier Männer, die leise in einer Ecke mit einander redeten.“

Die murmelnde Gruppe in der Ecke geriet in Bewegung. Einer der drei Männer schritt zu einem als Pult dienenden Tische und begann zu reden. Er sprach leise, mit nervöser Eindringlichkeit und wirkungsloser Accentuierung. Jeder Zoll ein oratorisches Talent. Ein flammernder Appell an die Versammelten beschloß seine Rede.

„Wer von Euch, Kameraden, ist bereit, nötigenfalls sein Leben für die Sache der Freiheit einzusetzen und seinen Namen dadurch unsterblich zu machen? Die Mittel sind bereit. Welche Hand will die entscheidende That vollbringen?“

Eine Menge Hände hoben empor und aus allen Reihen brach der Ruf: „Ja“ — „Ja“ — „Ja“.

Nachdem der Führer mit der neben ihm stehenden Gruppe beratschlagt, verließ er sie:

„Das Concil erkennt Eure Bereitwilligkeit an, Brüder, und überträgt

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“.

J. B. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 14. Februar 1902.

Jahrgang 22. No. 24

diese Ehre dem Kameraden Labortin. Die Anderen können gehen.“

„Wie nun entweichen? war mein einziger Gedanke. Entweichen und die Befehle an der Ausführung ihrer Pläne hindern?“

Labortin war zu dem Führer getreten und in eifriger Unterredung mit demselben, während die Anderen einzeln zu Thür hinausgingen.

„Ich folgte ihnen. Schon befand ich mich in dem freundlichen Dunkel des Flurganges, da — Tritte... von hinten ward mir ein Tuch über den Kopf geworfen... wehrlos, ohnmächtig, rang ich gegen die Wehrmacht... ein Gefangener!“

Das war Alles so plötzlich, so unerwartet gekommen, daß Widerstand vollkommen ausgeschlossen war. In wenigen Sekunden war ich gefesselt und diesen Schurken auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Dann fügte ich mich emporgehoben und schnell dahin zurückgetragen, woher ich gekommen.

„But so!“ vernahm ich die Stimme des Führers. „Lodert seine Bande ein wenig. Und nun kommt Ihr gehen.“

„Und was nun, mein Herr Spion?“ Der hohnvoll triumphierende Ton gab mir einen Vorgeschmack dessen, was ich zu bewärtigen hatte. „Wahrlich, eine glückliche Idee von mir, die Mitglieder während meines Vortrages zu jäheln. Und siehe da, es waren ihrer dreißigzwanzig, während es nur zweiundzwanzig sein sollen, und der Ertrag war!“

„Ich that möglichst unerschrocken. Ich kam hierher, ohne zu ahnen oder wissen zu wollen, was hier im Gange war,“ erklärte ich. „Ich bin kein gewöhnlicher Spion und verlange, so fort in Freiheit gesetzt zu werden.“

Dann erzählte ich ihm der Wahrheit gemäß den Sachverhalt, der mit Hohnschlägen aufgenommen wurde.

„Eine sehr merkwürdige Geschichte,“ meinte er. „Doch selbst angenommen, daß sie wahr wäre, könnte diese Mitwisserschaft äußerlich gefährlich werden. Nein, mein Freund, ob Spion oder nicht, Dich freigegeben heize uns Alle ruinieren. Doch merkt auf, ich will Dir einen Vorschlag machen: Du sollst unserer Gesellschaft beitreten, sollst bei Allem, was Dir heilig ist, schwören, niemals eine Silbe darüber laut werden zu lassen oder einen Finger gegen uns zu rühren. Nur allein unter dieser Bedingung...“

„Ueberlege wohl. Die Alternative ist nicht — angenehm. Unsere Ziele und Principien brauche ich Dir nicht zu erläutern — darüber bist Du vorhin genugsam aufgeklärt worden — doch über die Methode, wodurch wir sie zu fördern gedenken, sollst Du Räuber werden.“

„Er wies mir ein Geldstück — das selbe, das Sie fesseln in der Hand haben.“

„Ein Fingerringstück, wie Du siehst“ fuhr er sodann fort. „Es existieren nur zwei derartige Münzen, die zweite befindet sich im Besitz des Kameraden Labortin. Einmal in seinem Leben wird Labortin als Kristallstrahl aufsteigen, seine Kleider tragen, sich unter die Brogen und Schmelze mischen. Im Spielfaule des „Champagnerclubs“ wird er gleich allen übrigen seine Franks riskieren, und präcise neun Uhr dreißig, wenn alle Räume gefüllt sind, einen Louis auf Schwarz oder Roth setzen — einen Louis mit einem roten Fleck am Rande. Er wird ihn scharf niederwerfen. Dann — ein Geföge, eine Rauchwolke, fallender Mörkel...“

„Aha, nun hast Du mich endlich begreifen lassen! Nun weißt Du, wie unser Louis beschaffen ist.“

„Altes Entsetzen überrieselte mich. Allein er hatte einen Factor nicht in Betracht gezogen. Im Blutheiser seines Triumphes war es ihm entgangen, daß es meinen heimlichen Bemühungen gelungen war, die bereits geloderten Bande weiter zu lösen, bis es zu meiner Befreiung nur noch eines jähren Puders bedurfte. Mit einem Satz war ich bei ihm und hatte ihn mit der Kraft eines Rafenden an der Kehle gepackt.“

„Allein der Kampf war zu ungleich. Ich war schlant und schwächlich, er groß und stark. Nun schlug er, auf meiner Brust tneidend, zweimal auf den Boden. Auf dieses Signal führten zwei Andere herzu. Dann war Alles aus.“

„Zunächst wurde in mittlerer Höhe des Gemaches, vor einer Wand zur gegenüberliegenden Lin, eine Schnur gespannt, von deren Mitte an einem kürzeren Schurende das Goldstück mit dem roten Fleck herabhängig und etwa vier Fuß über dem hartenEichen-tische schwebte.“

Neben dem Knoten, der die beiden Schnüre mit einander verband, befestigten die Mordgesellen sodann eine dünne, kaum drei Zoll lange Wachsterg. Sobald diese herabrannte,

mußte die Schnur Feuer fangen — reißten — das Goldstück aus seiner Höhe mit voller Wucht auf den harten Tisch fallen, und dann — finis!“

Nachdem sie mich auf einem Stuhl festgebunden, zogen sie denselben so nahe an den Tisch, daß ich, falls meine Arme frei gewesen wären, das Licht zu löschen vermocht hätte.

„Aha, Spion,“ klang dann die hohnvolle Stimme des Führers an mein Ohr. „So lange das Licht brennt, bist Du sicher. Es dürfte ungefähr eine halbe Stunde vorhalten. Wir wollen Dir zum Zeitvertreib Deine Uhr hier an den Tisch legen. Und nun mach Deine Rechnung mit dem Jenfensei, denn sobald die Schnüre Feuer fangen, ist Deine Lebensuhr abgelaufen.“

„Verhallende Tritte... das Zuschlagen einer Thür... dann war ich allein... allein mit dem Werkzeug der Vernichtung vor mir.“

Die Uhr zeigte auf dreißig Minuten nach acht. Schredensstarke schaute ich auf den rastlos weiterrollenden Sekundenzeiger.

„Anfangs war ich nahezu fühllos in einem Zustande tödtlicher Betäubung, als seien Körper und Geist zugleich erstarrt, gelähmt.“

Da — ein Hoffnungsstrahl. Um neun Uhr sollte Freund Julien mit nachkommen; fünfzig Minuten nach neun konnte er hier sein.

„Zehn Minuten waren vergangen und ein Drittel des Lichtes bereits abgebrannt. Mithin würde er zu spät kommen. So lange konnte das Licht unmöglich vorhalten...“

„Übermals fünf — zehn Minuten. Zwei Drittel der Zeit war verstrichen. Allmächtiger! — Herbei zu müssen, während eine kurze Frist Rettung zu bringen vermochte.“

Rue noch ein Zoll, und die Kerze, Alles war zu Ende.“

Ich versuchte ein Gebet zu flammeln, doch kein Wort kam über meine Lippen...“

„Ja, wann da nicht geklopft? Mit aller Anspannung meiner siedernden Nerven lauschte ich. Ja — ja; noch einmal, lauter, immer lauter. O Freunde, Freundel Julien oder sonst ein Retter.“

„Aber das Licht — das Licht! Würde es so lange vorhalten?“

„Dann schnelle Schritte — näher, immer näher.“

„Herbei, gerettet!“

„Julien! das — das dal Nimm es herunter!“ — schnell, schnell!“

Gleich darauf sank ich, meiner Festfeln ledig, laut weinend in seine Arme.

„Und das Weitere? Wie zwei Tolle stürzten wir sodann in Beileitung des Polizisten, den Julien mitgebracht, zum Spielfaule des „Champagnerclubs“, wo wir noch rechtzeitig anlangten, um den Schurken an der Ausführung seiner teuflischen Absicht zu verhindern.“

„Aber sag, wie kam es nur, daß Du noch zu rechter Zeit als mein Retter erschienen?“ fragte ich meinen Freund, als wir uns auf dem Heimweg befanden.“

„Soeben schlug eine ferne Dummheit (Gf)!“

„Uns Weiden kam derselbe Gedanke. Beim Scheine einer Gaslaterne sah Julien nach seiner Uhr. Sie ging zwölf Minuten vor.“

Zu still.

Erzählung aus dem wirklichen Leben von Ludwig Rabold.

„Na, wieviel bringt Du heut?“ und die starknodiige, hagere Frau rief dem eben eingetretenen Mädchen zugleich die festgeschlossene kleine Hand auf, um sich ihres Inhalts zu bemächtigen. Ihre großen eingesunkenen Augen hatten rasch die wenigen Kupfermünzen überblickt und gezählt. „Kein Nickel ist dabei, das sind ja zusammen nicht einmal zehn Pfennige! Ist das alles, was Du bekommen hast?“ und die Frau schaute mißtrauisch-forschend in das blaße, jetzt nur von Angst und Unruhe ein wenig geröthete Antlitz des hübschen, etwa acht Jahre alten Mädchens.

„Ja, Mutter,“ antwortete die Kleine, und ihre blauen, nur von Roth und Hunger zu groß gewordenen Augen ruhten offen und ehrlich, aber doch zugleich voll heimlicher Angst auf der Frau, denn sie wußte schon, wie rasch und heftig diese so gleich zurückschlug.

„Du wirst Dir geduldi Kuchen gekauft und alles vernascht haben, während wir Alle hier hungern können.“

„Nein, Mutter, wahrhaftig nicht; ich hab' den ganzen Tag nur ein Stückchen troden Brd gegessen, das mir eine alte Frau gab und bin so hungrig.“

„Und Du bekommst auch nichts, das ich heute Deine Strafe sein. Denkst Du, ich soll Dich auch noch füttern für die paar Pfennige, die Du mitgebracht hast? Es reicht ja für uns Andere schon lange nicht mehr.“

„Die Leute sind jetzt so hartherzig und von den meisten Thüren jagen sie mich fort. Ich käme zu oft und sie würden mich einsperren lassen, wenn ich mich noch einmal blicken ließe,“ entgegnete das Mädchen und ein leises Zittern ging durch den zarten, gebrechlichen Körper.

„Ach, was! Du bist zu nichts zu gebrauchen, nicht einmal zum Betteln, denn Du bist zu still, zu furchtsam, Du gehst auf der Stelle fort, wenn man Dir nicht gleich was gibt. Sie mögen immer schimpfen und Dich fortjagen wollen, da mußt Du ruhig stehen bleiben und sagen: „Ach ich bitte Sie um Gotteswillen, schenken Sie mir einen Almosen.““

„Die sonst so scharfe, laute Stimme der Frau nahm einen ganz kläglichen Ton an, als sie fortfuhr: „Mein Vater ist schon so lange krank und kann nicht arbeiten und meine arme Mutter hat noch fünf kleine Kinder zu Hause und keinen Pfennig Brod.“

„Siehst Du, so mußt Du es machen,“ setzte sie belehrend hinzu.

„Der Vater ist ja aber nicht krank und wir haben nur —“

„Wißt Du wohl still sein, Du nichtswürdiger Balg und darauf hören, was ich Dir sag!“ schrie die Frau plötzlich, wieder heftig werdend, und als wollte sie die Aufmerksamkeit der Kleinen vollends wecken, fiel ihre große, knochige Hand schwer auf die Wangen des armen Kindes nieder, das wohl vor Schmerz sich zusammenbog, aber keinen Klagelaut auszuathmen wagte, denn es kannte schon die Mutter, die sonst in einem noch größeren Zorn gerathen und es so lange schlagen würde, bis ihr Arm ermüdet war; sein kleines Körperchen wußte von diesen Wuthanfällen zu erzählen, da war kaum eine Stelle, die nicht von irgend einem Strafwerkzeug der heftigen Frau getroffen worden.

„Nun mach, in die Kammer! Du bekommst heut nichts zu essen, wie ich Dir heute schon sagte, und wenn Du morgen wieder so wenig nach Hause bringst, dann sollst Du was erleben!“

„Ich schlag' Dich so windelweich, daß Du Dich nicht mehr rühren kannst,“ und sie zeigte dabei auf einen großen Stock, der in einem Winkel der engen Stube stand. „Den kennst Du ja, aber das merk' Dir“, fuhr die Mutter drohend fort, „morgen regnet's ordentlich, das verspreche ich Dir. Also sei dreist, nicht so still, nicht so blöde, Du dumme Balg! Du giebst Dir freilich Niemand etwas; aber wenn Du recht kläglich bittest und nicht eher fortgehst, bis Du etwas bekommen hast, da giebt man Dir schon, um Dich endlich los zu werden. Hast Du mich verstanden?“

„Du dumme einseitige Dief!“ und mit diesem nicht ganz lauten Stoß schob sie das östlich eingehüllterte, am ganzen Leibe zitternde Kind in die Kammer.“

Die Frau hatte freilich auch kein beidenseitiges Dooz gezogen. — Der Mann war Korbmacher und er hätte wohl, wenn auch kein Verdienst nicht sehr groß war, seine Familie erhalten können, aber er vertrat lieber den größten Theil davon, wenn nicht zu weit alles und so herrschte stets Roth und Elend im Hause. Der Mann war Wittwer gewesen und hatte die kleine Lisbeth seiner zweiten Frau zugebracht, dann waren noch drei Kinder gekommen und wenn auch die arbeitsegewohnte Frau sich durch Waschen für die Leute durchzuschlagen suchte, es wollte doch niemals reichen und deshalb blieb nichts anderes übrig, als die Lisbeth hinauszuweisen, die sollte das Mittel der Reichen in Anspruch nehmen und dadurch auch etwas für den Haushalt herbeischaffen. Anders ging es nicht, denn Väter und Gemisshändler wollten nicht mehr borgen und es waren, außer dem des Stiefkindes, fünf Mäuler zu füttern.

„Ach wäre nur der dumme Balg etwas anders, nicht so still, nicht so ängstlich, die könnte viel herbringen, denn sie ist gar nicht einmal so häßlich, und da hat man weit eher eine offene Hand; — aber sie ist und bleibt so still und das kann ich ihr gar nicht abgewöhnen,“ dachte die Frau großend, ohne es sich bewußt zu werden, daß sie es gerade gewesen, die das arme Kind so still und furchtsam gemacht hatte: — gab es doch beim geringsten Anlaß heftige Scheltworte, wenn nicht sogar Schläge und Mißhandlungen.

Die Frau war im Grunde nicht schlecht und bössartig, nur ungemein heftig. Ach, und das elende Leben, das ihr durch den unerbesslichen Trunkenbold, ihren Mann, bereitet worden, hatte sie vollends hart gemacht und verbittert. Sie war immer brav und fleißig gewesen und war es noch. Hatte sie ein solches Schicksal verdient, das ihr durch diesen Mann zu Theil geworden? — Wie glücklich war sie gewesen, vor ihrer Heirath, wie gut hatte sie es in ihrem Dienst gehabt! — und jetzt war sie ein armes, zerlagtes

Weib, das sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend abquälen mußte, um sich und die Kinder und auch noch den Mann zu ernähren, der alles am liebsten durch die Gurgel jagte, als an seine Familie zu denken. — Und das Stiefkind taugte auch zu nichts, — nicht einmal zum Betteln! Sollte sie sich auch noch für das ganz überflüssige Ding abquälen? — Es war genug, wenn sie für ihre eigenen Kinder forate und das selbst war ihr in der letzten Zeit unmöglich geworden. Sie hatte wochenlang gar nicht arbeiten können; — sie war krank gewesen und nun hatte sie die Stiefmutter betteln geschickt. Eine Zeit war es auch gegangen. Lisbeth hatte anfangs beinahe so viel heimgebracht, daß es wenigstens zum Allennothdürftigsten gereicht hatte; aber in den letzten Tagen waren es immer nur wenige Pfennige gewesen, die sie abgabefertig und so konnte es nicht fortgehen; sie mußte ihr einmal ordentlich den Standpunkt klar und ihr die Hölle heiß machen — und als die Stiefmutter am anderen Morgen das arme, hungrige Kind ohne Frühstück hinausjagte, gab sie der Kleinen noch einmal die Ermahnung mit auf den Weg: „Sei nicht so arben und so still! Mittags kommst Du nach Hause, dann sollst Du auch zu essen haben; aber heut mußt Du viel mehr nach Hause bringen, sonst weißt Du, was passiert, ich schlag' Dich halb todt!“ und sie erhob drohend die Hand.

Lisbeth schlich hinaus; das kleine Herz war ihr so schwer. — Ach, die Mutter wußte ja gar nicht, wie viel dazu gehörte, das Mitleid von Herzen zu erregen, die so verschlossen waren, wie so viele Thüren, an die sie jetzt verzweifelt klopfte. Die Stube war nicht groß genug und die Leute kannten sie nun fast alle, man war ihrer ewigen Bettelle müde geworden und jagte sie mit harten Worten hinweg. Ach und die Ermahnungen der Mutter konnte sie nicht befolgen; — auch heute nicht. — Sie blieb wohl einen Augenblick zaghaft stehen, wenn sie ihre Bitte mit leiser Stimme vorgebracht; aber sobald dann Jemand dort im Zimmer heftig aufsprang und sie ansah, „Wißt Du Dich gleich fortpacken, Du unverschämter Balg!“ dann brachte sie kein Wort mehr über die zitternden Lippen und schlich traurig hinweg, um noch jagbarer und leiser ihre Bitte vorzubringen. Müde und hungrig hat sie zuletzt nur noch um ein Stückchen Brod und auch das wurde ihr heute verweigert. „Ich weiß schon, das mögt Ihr gar nicht, Ihr Bettelkinder werft die liebe Gottesgabe auf die Straße,“ schrie ihr eine Frau zornig zu.

„Nein, ich habe wirklich rechten Hunger.“

„Mach' nur, daß Du fortkommst! Ich kenne schon Eure Anfälle!“

„Nur ein Stückchen Brod! — Auch das nicht mehr!“

Die Kleine irzte trotz und hoffnungslos durch die Straßen. Jetzt wagte sie schon nicht mehr an eine Thür zu klopfen. — Heute war es noch schlimmer! Heute hatte sie noch gar nichts erhalten. — Es war schon Mittag und um diese Zeit sollte sie nach Hause kommen und auch zu essen erhalten; aber viel Geld mitbringen, viel Geld und sie konnte der Mutter auch nicht einen Pfennig geben.

„Nein, nein, nach Hause durfte sie nicht, dann dries die Mutter mit dem großen Stock so lange auf sie los, bis sie den Arm nicht mehr rühren konnte; sie hatte es ihr ja beim Weggang noch einmal versprochen, und das arme Kind wußte wohl, daß die heftige Frau Wort hielt.“

Angstvoll schlug Lisbeth den entgegengesetzten Weg ein. Jetzt war sie schon außerhalb der Stadt. — Zu dieser Stunde war es auf der Landstraße ganz still. Die Mittagssonne brannte herab; die Kleine fühlte eine große Müdigkeit und der Hunger quälte sie sehr.

Von rechts von der Straße leuchte es so kühl herüber; es war der kleine, von den Bergen kommende Fluß, der im raschen Lauf darüber eilte, als habe er keine Zeit zu verlieren. — Ein paar alte Weiden standen am Ufer.

„Ich will mich dort nur ein bisschen ausruhen,“ sagte die Kleine und schlich langsam, mit müden Schritten hinab. Wie das blühte und funtelte in dem Flusse! Die Sonnenstrahlen schienen einen förmlichen Tanz auszuführen. — Und wie in der hellen Fluth die Fische lustig weiter schwammen! „Ja, wenn man die fangen könnte! Ach, nein, die bekomme ich doch nicht. — Ich will lieber zu den Fischen hinunter; die Mutter schlägt mich ja doch halb todt, wenn ich heute gar nichts nach Hause bringe und ich bekomme wieder nichts zu essen. — Ach und ich bin so hungrig!“

„Wenn Du da unten wärst, da erzieltest Du keine Schläge mehr,“ grü-

belte das arme Kind weiter, „da müßt Du bald todt und kämst zum lieben Gott, wie mir einmal eine alte Frau gesagt hat. — Zum lieben Gott! — da muß es schön sein... da braucht man nicht mehr zu hungern... da...“ und wie von unsichtbaren Mächten gezogen, sank die Kleine in die Fluth.

Arbeiter, die von ihrem Mittagessen kamen, sahen das im Fluß schwimmende Kind, dessen fadenförmige Röckchen es noch über dem Wasser hielten; aber als sie das Mädchen herauszogen, hatte es bereits ausgeklickt.

„Das ist ja die Tochter von dem verstorbenen Korbmacher,“ sagte einer der Arbeiter, der zufällig Lisbeth kannte. Die hat's nicht gut gehabt, die wird wohl selbst in's Wasser gegangen sein. Armes Kind! Ihre Stiefmutter hat sie schlecht behandelt und sie war immer so still.“

„Ja, jetzt war die Kleine ganz still.“

Das Telephonwesen der Vereinigten Staaten.

Der von der American Telephone & Telegraph Co., einer Vereinigung einer ganzen Reihe von Telephon-Gesellschaften, deren größte die Bell Telephone Co. war, für 1901 veröffentlichte Jahresbericht enthält interessante Aufschlüsse über die Entwicklung des Telephonwesens in den Ver. Staaten.

Den betreffenden Angaben zufolge hatte zu Ende des Jrs. 1891 die als Bell Telephone Co. noch allein im Freie stehende Gesellschaft 512,407 Fernsprech-Apparate installiert. Seit der Zeit hat in Aufstellung neuer Apparate die folgende jährliche Zunahme stattgefunden: 1892, 40,313; 1893, 13,771; 1894, 16,015; 1895, 92,470; 1896, 97,651; 1897, 146,494; 1898, 205,725; 1899, 455,225; 1900, 372,311 und zu Anfang des laufenden Kalenderjahres stellte sich die Totalzahl der Subskribenten der Gesellschaft auf 1,952,412. Die Erfindung des Telephons wurde der Welt vor etwa 25 Jahren bekannt und ein Jahr später wurde die erste Fernsprech-Centralstelle in den Ver. Staaten und zugleich in aller Welt eingerichtet. Vor 20 Jahren betrug die Zahl der Telephon-Subskribenten im ganzen Lande 47,880 und ein Drahtnetz von 2974 Meilen diente den Zwecken des Fernsprech-Verkehrs. Zu Ende letzten Jahres hatte allein die obige Gesellschaft bereits nahezu 2,000,000 Subskribenten und ein Fernsprech-Drahtnetz von 1,981,801 Meilen.

Der American Telephone & Telegraph Co., der immer noch bei Weitem größten Telephon-Gesellschaft der Ver. Staaten, ist jedoch im Laufe der Jahre bedeutende Konkurrenz entstanden, sowohl durch Gründung neuer Gesellschaften in den Großstädten des Landes, als auch dadurch, daß in Landstrichen sich große unabhängige Telephon-Systeme gebildet haben. Man darf annehmen, daß die Zahl der mit Centralstellen in Verbindung stehenden Telephon-Apparate in den Ver. Staaten sich gegenwärtig auf etwa drei Millionen beläuft, welche Ziffer sich noch etwa um eine halbe Million durch in privatem Gebrauch befindliche Apparate, ohne Anschluß an eine Centrale, erhöht. Das insgesammt in dem Telephonwesen der Ver. Staaten angelegte Kapital wird von sachmännlicher Seite auf \$470,000,000 veranschlagt.

Opale und Unglück.

Daß ein Opal Unglück bringe, ist eine weitverbreitete Aberglaube. In einer belletristischen Zeitschrift unternimmt es ein Engländer jetzt nachzuweisen, wie es gekommen sei, daß der schöne Edelstein in so übeln Ruf gekommen wäre. „Vor zwei oder drei Jahrhunderten,“ schreibt er, „war dieser Stein in Europa sehr beliebt und die italienischen Juweliere zeichneten sich vor allem durch ihre Kunstfertigkeit, ihn zu schleifen und zu fassen, aus.“ Auf der Höhe seiner Popularität brach da die Pest aus, die in Venedig große Verheerungen anrichtete. Da soll ein aufmerksamer Beobachter gefunden haben, daß der Opal eines Menschen, der ihn trug, vor dem Tode nahe war, noch einmal hell aufglänzte, nach dem Ableben des Betreffenden aber trübe wurde. Da man mit diesem Aufglänzen die Vorhersage einer schlimmen Absicht, jedenfalls das Vorhandensein einer geheimen Intelligenz verband, gab man ihm auch an dem Tod seines Trägers die Schuld. Den Gelehrten jener Zeit kam es niemals in den Sinn, die angebliche Veränderung des Steines in der umgekehrten Weise zu deuten oder sich zu überzeugen, ob der Kranke überhaupt etwas mit einem Opal zu thun habe. Einen gewissen Zusammenhang mit der beobachteten Erscheinung hatte die Krankheit aber wirklich. Das vor dem Eintritte des Todes gesteigerte Fieber verursachte ein helleres Glänzen des Edelsteins, die Kälte und Feuchtigkeit danach aber dessen Trübwerden.

Eine gute Handlung ist nie weggeworfen. Das ist wahrscheinlich der Grund davon, daß man so selten eine findet.

Da hat eine Schauspielerin in zwei Wochen \$30,000 in Bridge-Whist gewonnen. Man kann da wieder sehen, wie nützlich die Kunst ist. Würde die Dame nicht dramatische Mäntel getragen, so hätte sie nie die Gelegenheit getriegt, mit Leuten Whist zu spielen, die so viel Geld verlieren können.